

Die rationalen Narreteien der neoklassischen Ökonomik

Von Beginn an waren klassische und neoklassische Ökonomik von der Idee der „Naturgesetzlichkeit“ wirtschaftlicher Prozesse besessen, die sie nach physikalischen Denkschemata – zunächst der Mechanik, später auch der Thermodynamik – zu untersuchen trachteten. Individuen, Unternehmen und Haushalte werden so wie tote Körper als elementare Einheiten betrachtet, die sich auf bestimmte Weise verhalten. Dazu entwickelten sie das mentale Modell des homo oeconomicus, der stets automatengleich nach der Mechanik rationaler Entscheidungen zwischen unterschiedlich nützlichen Handlungsalternativen seinen Eigenutzen maximiert – von Amartya Sen wurde er daher auch als „rationaler Narr“ erkannt. Dessen Freiheit beschränkt sich auf die unbehinderte Verfolgung seiner Präferenzen. Im Modell der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie werden dann die individuellen Präferenzen durch strikte Befolgung eindeutiger Zweck-Mittel-Rationalität im Warentausch zu optimaler Gesamtleistung aggregiert, wird der zweckrational handelnde Mensch dem Markt als „großer Ordnung“ (Hayek) unterworfen. So werden rationale Entscheidungen zwischen lust- oder leidvollen Handlungsalternativen mit deren kausaler Bestimmtheit gleichgesetzt. Damit behandelt die Ökonomik, wie die Mechanik, alles Geschehen zeit- und geschichtslos.

Während allerdings in der Physik seit Beginn des 20. Jahrhunderts „die klassische Mechanik als eine die ganze Physik beherrschende Basis versagt“ und „das ganze mechanistische Denken als überwunden“ (Einstein & Infeld 1956: 85) gilt, setzt es sich in der Ökonomik erst noch richtig durch.

Schon Thomas Hobbes sieht den Menschen als vernünftigen belebten Körper: „Freiheit bedeutet eigentlich eine Abwesenheit äußerlicher Hindernisse bei einer Bewegung und wird von unvernünftigen und leblosen Dingen ebenso gut gebraucht wie von vernünftigen“ (Hobbes: Leviathan 1974: 187f). Nach Adam Smith ist die Gesellschaft ein System, „eine imaginäre Maschine, die in der Vorstellung jene verschiedenen Bewegungen und Effekte verbindet, die in der Wirklichkeit ohnehin verbunden sind“ (Smith 1795: 44). Entsprechend äußern sich etwa auch von Mises: „Man hat die Gesetze der gesellschaftlichen Kooperation zu erforschen, wie der Physiker die Gesetze der Mechanik erforscht“ (von Mises 1940: 2) oder Walras, der die Ökonomie als „physischmathematische Wissenschaft“ sieht (Walras 1881: 3). Auch Menger ist davon überzeugt, dass „die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens sich streng nach Gesetzen regeln, gleich jenen der Natur“ (Menger 1871: VIII).

So spricht Jevons davon, dass „the theory here given may be described as the mechanics of utility and selfinterest“ (Jevons (1871) 1970: 90), andere desgleichen von der „Mechanik der Preisbildung“ (Walras 1881) oder der „Mechanik der Tauschwertbildung“ (Böhm-Bawerk 1921: 335), wie auch Lucas von der „Mechanik der wirtschaftlichen Entwicklung“ (Lucas 1988). Selbst Schumpeter sieht den Unternehmer nicht als einen „Veränderungsfaktor, sondern [als] Träger des Veränderungsmechanismus“ (Schumpeter 1951: 5).

Später werden dann auch die Denkschemata der Thermodynamik als nützliche Analogien zur Erklärung wirtschaftlicher Sachverhalte bemüht: So „könnte man darauf hinweisen, dass die Theorie der Molekularbewegung nicht einfach die Bewegung großer Körper repro-

duziert; sie nimmt vielmehr an, dass die gleichmäßige ‚rationale‘ Bewegung eines Makrogebildes aus den sprunghaften, ‚irrationalen‘ Bewegungen einer riesigen Zahl von Mikrogebilden resultiert“ (Becker 1982: 177).¹

Das macht die Sache aber nicht wirklich besser: Soziale Systeme, gebildet durch das kollektive Handeln lebendiger Menschen, verhalten sich keineswegs wie Maschinen. Als offene Systeme, die sich fortlaufend mittels Energiezufuhr aus (und ggf. Stoffwechsel mit) der Umgebung selbst (re-)produzieren, bilden sie „dissipative Strukturen“ (Prigogine) und bewegen sich so bei lokal erhöhter

Entropie fernab von Gleichgewichtszuständen. Damit entziehen ausgerechnet Naturwissenschaftler den nach physikalischem Vorbild gebildeten ökonomischen Modellen jegliche erkenntnisfördernde Grundlage.

Insbesondere gilt für wirtschaftliche und soziale Systeme: Schon vor allem ökonomischen Handeln sind Menschen bereits im Umgang mit Sprache, Technik, Kultur und gemeinsamen Lebenssituationen, kurz: durch geteilten Handlungskontext ‚vergesellschaftet‘. Menschen handeln routiniert nach

Konventionen, nach Vorbildern, aber eben auch kreativ auf ganz ungewohnte Weise. Sie entwerfen, verwerfen und gestalten die Regeln ihres Handelns im Verlauf des gemeinsamen Handelns selbst (wie Kinder beim Spielen). Sie erfinden neue Produkte und Prozesse und bilden neue Institutionen. So wird ihre soziale Wirklichkeit durch ihr kollektives Handeln erst hervorgebracht und durch Handlungsroutinen – veränderlich – reproduziert: Sie „machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen und überlieferten Umständen“ (Marx MEW 8: 115). Alles gesellschaftliche Sein ist ein Werden.

Menschen handeln nicht, wie in der Ökonomik stets unterstellt, als von gegenwärtigem oder vorgestelltem künftigen Nutzen ursächlich Getriebene (nicht als ‚nutzenmaximierende Automaten‘), sondern weil sie Dinge oder Vorgänge interpretieren, erkennen, sich davon ansprechen oder zu neuen Handlungsweisen inspirieren lassen, kurz: ihnen situativ Bedeutung verleihen und dadurch motiviert handeln. Sie handeln mithin in der Geschichte, die sie so selbst machen.

Damit erweist sich jede ökonomische Theorie, die soziale Wirklichkeit durch eherner Gesetze zu erklären sucht, als sinnlos, weil diese durch ihre Artikulation selbst Teil der sozialen Wirklichkeit sind. Soweit aber ihr Wirken reflektiert und durchschaut wird, verlieren sie wiederum ihre Geltung. Gesetzmäßige Erkenntnis der Wirtschaft als einem sozialen System ist daher eine *contradictio in adjecto*, ein Selbstwiderspruch. Würde jemand wissen, dass ihm morgen an bestimmter Stelle ein Unfall zustoßen würde, so würde er diesen Ort meiden und damit die Prognose falsifizieren.

Weil soziale Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit auf Interpretation beruhen, weil in ihr nur als ‚Gesetz‘ gilt, was als Gesetz anerkannt wird, hebt das Wissen um das Gesetz dessen Geltung wieder auf. Wenn etwa ein neues Produktionsverfahren Kosten spart und

¹ Die hier angeführten Fundstellen bekannter Neoklassiker und ihrer Vorläufer verdanke ich Kap. 2 im ausgezeichneten Buch von K.-H. Brodbeck: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie, 6. Aufl., Darmstadt: WBG 2013

sich allgemein verbreitet, verschwindet der relative Kostenvorteil. Auch können allein geteilte Erwartungen die erwartete Wirklichkeit tatsächlich herbeiführen: Wenn Anzeichen Börsenteilnehmer erwarten lassen, dass auch andere Kurssteigerungen erwarten, werden ihre Kauforder die Kurse tatsächlich steigen lassen (als ‚sich selbst erfüllende Prophezeiung‘). Stets können aber auch gewohnte Deutungsschemata durchbrochen, Regeln neu interpretiert und Handlungsmuster kreativ genutzt werden. Dieser Selbstbezüglichkeit von Erkenntnis zufolge verändert schon die Beobachtung sozialer Wirklichkeit deren Gegenstand.

So ergibt sich, dass ausgerechnet die Ökonomen der Neoklassik, besessen von ihren mechanistischen Vorurteilen, nichts von Ökonomie verstehen. Sie behandeln ein komplexes System kontingenter sozialer Handlungen und Deutungen wie ein mechanisches System kausaler Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, dessen Verhalten ehernen Gesetzen genügt. Ihre primitiven Kausalmodelle verwechseln sie ständig mit der Realität von Wirtschaftsprozessen voller Neuerungen und Ungewissheiten, die zu durchschauen ihnen aber ihre Vorurteile versagen. Sie halten die Speisekarte für die Mahlzeit.

In einem für die Ökonomik als Wissenschaft grundlegenden Methodenaufsatz (1953) stellte Milton Friedman die in der Zukunft weitgehend akzeptierte These auf, dass als vornehmliches Kriterium der Gültigkeit theoretisch begründeter ökonomischer Modelle nicht der ‚Realismus‘ ihrer Annahmen, sondern die Genauigkeit und Bedeutung empirisch überprüfbarer Vorhersagen sei, die aus dem Modell abgeleitet werden können. Damit immunisiert er einerseits die Ökonomik gegen jede Kritik ihrer theoretischen Modellbildung; andererseits steht und fällt gerade auch die neoklassische Ökonomik mit ihrer Fähigkeit, gültige Prognosen zu liefern. Tatsächlich hat sie aber nur eine riesige Müllhalde irrtümlicher Prognosen produziert. Legendär sind etwa die Fälle des Geldtheoretikers Irving Fisher, der im Börsencrash von 1929 sein ganzes Vermögen verlor, nachdem er noch kurz zuvor bleibend hohe Aktienkurse ohne Risiko eines Crashes vorausgesagt hatte, oder 1998 der spektakuläre Zusammenbruch des LTCFund, dessen Arbeitsweise auf der nobelpreiswürdigen Black-Scholes-Formel zur Bewertung von Optionen beruhte. Damit müsste die neoklassische Ökonomik eigentlich als Wissenschaft erledigt sein.

Dass die neoklassischen Modelle, trotz der in ihnen angelegten folgenreichen Selbsttäuschung, in der Gesellschaft gleichwohl hoch wirksam sind, hat im vor allem zwei Gründe: Einerseits werden sie mangels hinreichend konsequenter Reflexion weithin noch immer als gültig anerkannt – selbst von denen, die darunter zu leiden haben – und sind mithin wirksamer Teil gesellschaftlicher Wirklichkeit (würden deren Vorurteile durchschaut, gäbe es sie nicht mehr). Andererseits bewirkt deren Befolgung u.a. eine ständige massive Umverteilung zugunsten bestehender Geld- und Machteliten, die wiederum all ihren Einfluss auf die Meinungsbildung geltend machen, die Modelle wie die damit bewirkte Selbsttäuschung aufrecht zu erhalten. Die herrschende Meinung ist stets die Meinung der Herrschenden, auch wenn sie sich damit selbst täuschen.